

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 8.

Dinstag den 25. Jänner.

1848.

Der Graf von Montquesnel.

Novelle von Leopold Kordesch.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit machte ein junger, unermesslich reicher Cavallerieoffizier aus dem französischen Heere des Beauharnais, Namens Graf von Montquesnel, in Verona viel von sich reden. Seine glänzenden Soirées und Spielpartien, seine Wägen und Pferde, seine mannigfaltigen, oft ganz eigenthümlichen Liebesabenteuer bildeten oft das Tagesgespräch der Stadt, und ein Schwarm von eleganten Bonvivants pflegte ihn stets zu umgeben, wo er erschien. Zu dem Glanz und Reichthum kamen ihm auch noch seine äußerst vortheilhafte Gestalt und der Umstand zu statten, daß er ganz unvergleichlich zu Pferde saß, eine Eigenschaft, die bei Frauen zu allen Zeiten hoch angeschrieben war; mit einem Worte, der Graf galt als ein eleganter, moderner Crösus und schien durch seine Verschwendung diesen Titel auch zu rechtfertigen.

Eines Abends gab er seinem Jagdclubb ein kleines Bankett im Albergo imperiale. Zufällig kam auch Luigi Calce mit zweien seiner Freunde nach dem Theater in denselben Gasthof. Da die Festangekommenen den Eßsalon besetzt sahen, ließen sie sich in einem Nebengemach desselben nieder. Die Bachanten waren im vollen Zuge und lärmten wacker; indeß trat der Hotelinhaber in das kleine Gastzimmer. „O! Signore Calce, welch' ein Wunder, welche Ehre, Sie einmal hier zu sehen,“ sprach er artig und zum Künstler näher tretend, der vor dem Lärm der Salongäste kaum die Rede vernahm, die ihm galt. „Nun,“ fuhr der Wirth freundlich fort, „wie sind Sie mit meiner Küche zufrieden? — Freilich würden Sie besser thun, lieber hier zu speisen, als sich das Essen holen zu lassen, aber — Commodität und eine hübsche, junge Frau, die können schon an's Haus fesseln, nicht wahr?“

„Bei dem Barte eines Kosacken! ich will in der nächsten Vorstellung mit faulen Drangen beworfen werden, will im December in der Eisch baden,“ lachte Calce, „wenn ich nur ein Wort von dem Allen verstehe.“

„Ah! Signore Calce schämt sich zu bekennen, daß er seit drei Wochen zu Hause nachtmalt,“ bemerkte der Gastgeber.

„Schämen? Nein, aber ich führe eigene und gute Küche, Signor Matteo, die mich die Curige, so sehr Ihr sie auch rühmen möget, entbehren läßt.“

„Eigene Küche? Nun, per bacco! für wen holt denn die alte, großnasige Marietta fast an jedem zweiten Abend aus meiner entbehrlichen Küche das Essen?“

„Marietta holt hier das Essen?“ — dehnte Calce und schien nachzudenken.

„Nicht anders, Signore, und da ich Sie gut kenne und weiß, für wen sie die Speisen holt, so habe ich angeordnet, daß Sie mit Allem zufrieden seyn werden, hoffe ich.“

Luigi lächelte statt aller Antwort auf eine Art, daß die Anwesenden es ihm ansehen konnten, er wolle dem Wirth nicht länger widersprechen und stand auf, als er im Saale plötzlich seinen Namen nennen hörte.

„Ich bin für gestern!“ rief eine Stimme.

„Ich für heute!“ eine andere.

„Und ich,“ ergänzte ein Dritter, „ich sage, es gibt nur einen Calce in der Welt; er war gestern, wie heut, ganz einzig und wird es morgen und fortan seyn — er lebe!“

„Hören Sie,“ lispelte der Wirth, „wie viel Sie gelten?“

Luigi schien ganz in Gedanken versunken.

„Es lebe Luigi Calce!“ erscholl es wieder.

„Und Signora Calce dazu, nicht wahr, Graf Montquesnel?“ nälste Jemand.

„Ja, ja, die schöne, großäugige Brünette von Bergamo!“ lallten Einige.

„Still doch!“ entgegnete an des Grafen Stelle ein lustiger Baß; „wißt Ihr denn nicht, daß unser Ritter seine Dame durchaus nicht genannt wissen will? — Es lebe, was wir lieben und was uns wieder liebt!“

Calce fuhr sich in die Haare; er merkte wohl, daß er da nicht länger an sich halten könnte, und daß ein Affront Alles verderben würde. „Ich mag diese Weintollen da d'rin nicht länger anhören,“ sprach er, empfahl sich rasch bei seinen Begleitern und stürzte nach Hause.

In Giovanna's Zimmer war noch Licht.

„Die Falsche,“ knirschte Luigi, „die Schlange, die Heuchlerin! Jedoch heute kein Wort des Vorwurfs, keine Miene

des Mißtrauens — Mäßigung Luigi, Mäßigung und aufgepaßt, sey kein Dthello!" redete der Künstler in sich hinein und trat geräuschlos in sein Zimmer. Dem feinen Ohre der Gattin war sein Nachhausekommen nicht entgangen. Als sie, wie sonst, in Luigi's Zimmer kam, um ihm eine gute Nacht zu wünschen, wollte es ihn zum ersten Male bedünken, als sey der schöne Traum des heiligen Vertrauens zerfloßen; als sey das ungetrübte, namenlose Glück, das er bisher in seiner Verbindung mit Giovanna fand, zertrümmert; als sey der sonst so heitere, lächelnde Blick der Gattin lauernd; als sey ihre Geberde studiert. In Erinnerung an die vielen, so glücklichen Stunden seiner Ehe, deren liebliche Bilder in diesem Augenblicke unwillkürlich in seinem Gedächtniß aufstiegen, preßte er die verzehrende Glut der Eifersucht gewaltsam zurück, sah die vor ihm stehende, reizende junge Frau mit einem Blicke an, in dem sich unendliches Weh und das sterbende Vertrauen spiegelten, und sagte, auf einige Papiervollen weisend, er wolle noch studieren und möchte ungestört seyn. Die Gatten trennten sich. Giovanna merkte nichts, so gut wußte Luigi sich zu beherrschen. Sie ging harmlos in ihr Boudoir.

„Marietta!" rief des andern Morgens Calce, die Zimmerthür aufschließend und in seinen Schlafrock eingehüllt.
— Die Oerufene erschien.

„Ist meine Frau in die Messe?"

„Ja, Signor." —

„Schon lange fort?"

„So eben." —

„Gut denn! Komm her, alte Marietta und sieh mir in die Augen!"

„Warum das Signor?"

„Sprich, habe ich je Dir weh gethan, Dich je beleidigt?"

„Nie, nie! Gott weiß das!"

„Und doch betriegst Du Deinen Herrn, Marietta!" sprach Calce, stand rasch auf und ergriff die plötzlich erzitternde und erröthende Magd bei der Hand. „Ich weiß Alles — Alles! Du betriegst mich, denn Du hilfst Deiner Frau, mich betriegen. O, o, wer hätte das gedacht!"

Und die Hand der Lebenden loslassend, sank Luigi in einen Sessel.

(Fortsetzung folgt.)

Der stumme Ankläger.

Novellette, übersetzt aus dem Englischen.

Unweit des Dorfes Abbots - Kilmington in Cumberland stand im Jahr 1606 eine kleine Kirche von altfächrischer Bauart, und man sah am Weihnachtsabend jenes Jahres ein frisch gegrabenes Grab links von dem Wege, der den Kirchhof durchschneidet. Die Sonne beschien mit ihren letzten Strahlen das alte Gebäude, als ein Fremder den Gottesacker betrat. Er war wahrscheinlich gekommen, um inmitten der Gräber über die Nichtigkeit alles Menschlichen nachzusinnen; sein gedankenvolles Aeußeres ließ zum Wenigsten die ver-

muthen. Von Zeit zu Zeit stand er still, um sich über die Grabsteine hinüber zu beugen, damit sein Auge verwitterte Namen und halb verwischte Grabschriften entziffere, während der Wind zu seinen Ohren Gesang und Gelächter der Einwohner des nahen Dorfes trug, die schon im Voraus der Freuden des folgenden Tages genossen. In Gedanken verloren, näherte sich der Fremde dem neuen Grabe, und seine Blicke fielen auf einen Totenkopf, welchen Meister Delver, der Todtengräber des Dorfes, an demselben Morgen ausgescharrt hatte. Der Fremde kreuzte die Arme über die Brust und betrachtete sinnend diese elenden Trümmer eines Wesens, das ehemals lebte, gleich ihm. Plötzlich stußte er und richtete seinen Blick mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Totenkopf. Zwar war es nichts Auffallendes, daß ein Totenkopf auf einem Haufen frisch ausgegrabener Erde lag, wohl aber, daß dieser sich bewegte. Zurückspringend warf der Fremde den Mantel ab, legte die Hand an den Schwertgriff, rief aber gleich darauf, über seine eigene Thorheit lachend: „Wah! habe ich die Vernunft verloren? vor einem halb verwitterten Schädel den Degen zu ziehen!" Schon wollte er sich zurückziehen, als er von Neuem und zwar auf eine ganz unlängbare Weise den Schädel schwanken, dann sich umbrehen sah, bis er, von dem Erdhaufen zu dem Fußsteig herunterrollend, gegen seine hohen Stiefel schlug. Höchst erstaunt stieß er ihn mit dem Fuße zurück, und siehe, eine ungeheure Kröte sprang heraus. Der Fremde, früher Soldat, war nach vieljährigem Kampfe gegen Menschen, Elemente und Sorgen seit Kurzem erst in seine Heimat zurückgekehrt. Einer der Anhänger Walter Raleigh's, welche nach der Sucht jener Zeit ihr Leben mit der Aufsuchung von unbekanntem Welttheilen und Inseln, die nur in ihrem Gehirne existiren mochten, verbrachten, hatte er seine Ländereien verkauft, um andere aufzusuchen, und war jetzt in die Heimat zurückgekehrt, um seine Verwandten und Freunde längst verstorben und sein eigenes Erbtheil in fremden Händen zu sehen. — Uergerlich darüber, daß er durch etwas so Geringsfügiges, wie eine Kröte in einem Schädel, außer Fassung gekommen war, fuhr er über seinen mächtigen Bart und hob, ohne zu wissen, warum, den Totenkopf von der Erde auf. Kaum hielt er ihn in der Hand, als er einen in den Schädel hineingetriebenen Nagel, ein wenig über dem Ohrloch, wahrnahm. Ueberrascht von diesem sonderbaren Umstände, untersuchte er den Kopf und überzeugte sich, daß der Nagel eben so lange wie der Kopf sich unter der Erde befand, denn das Eisen hatte in seiner Zersetzung den Knochen seinem ganzen Umfange nach mit einer ungewöhnlichen, zollbreiten rothen Farbe durchdrungen. Allem Anscheine nach war der Nagel zur Lebzeit des Kopfes in denselben geschlagen worden. „Unmöglich," sprach der Fremde zu sich, „kann ein Mensch nach einer solchen Verletzung länger fortgelebt haben; dieser verrostete Nagel enthält also nichts weniger als einen Mord, welcher durch einen Rainsohn an dem Besizer dieses Schädels begangen wurde!" Sorgsam verbarg er den anklagenden Schädel unter seinem Mantel und schickte sich, nachdem er rund um sich her geblickt hatte, eben an, den Gottesacker zu verlassen, als er

einen Greis unter dem Portal der Kirche hervortreten sah; dieß war Martin Delver, der Todtengräber, dessen Ueberes genugsam verrieth, auf welche Weise er seinen Lebensunterhalt gewann. „Habt ihr dieß Grab gegraben, Alter?“ redete er ihn an. — „Ohne Zweifel,“ antwortete trocken der Greis. „Ich habe, Gott sey gedankt, schon eine gute Anzahl ausgegraben. Aber was wünschen Sie von mir?“ — „Liebt Ihr schon lange dieß Gewerbe?“ — „Nächsten grünen Donnerstag sind's vierunddreißig Jahre, und schon ehe ich nach Abbots-Villington kam, betrieb ich dasselbe. Auch suche ich darin meines Gleichen; sehen sie nur. . .“ — „Nun, da Ihr dieß Grab gegraben habt. . .“ — „Eben so, wie ich das Ihrige graben werde, wenn Sie im Lande bleiben. . . wenigstens sechs Fuß lang, denn Sie sind ein schöner Herr!“ — „Danke sehr, mein Freund,“ unterbrach in lächelnd der Fremde. — „Ich hoffe, Eurer Dienste nie zu bedürfen; wenn man mich einscharren wird, werdet Ihr lange Eure Schaufel einem Andern abgetreten haben und eben so vermodert seyn, wie dieser da. Aber, hört einmal, da Ihr so lange Todtengräber der Gemeinde gewesen seyd, so könntet Ihr mir wohl sagen, wem dieser Kopf gehörte.“ — „Wo haben Sie ihn hergenommen?“ rief der Greis und griff hastig darnach. — „Wer hat Ihnen das Recht gegeben, meine Knochen zu stehlen? Antworten Sie, geben Sie mir diesen Kopf wieder; er gehört mir, ich kenne ihn zu gut. Ich habe den, welcher ihn auf dem Rumpfe trug, vor zwei Jahren begraben. Sie haben ihn von diesem Erdhaufen weggenommen.“ — „Ich kann's nicht läugnen,“ sprach zurücktretend der Fremde. „Dieß Stück Knochen hat für mich mehr Werth, als Ihr glaubt, laßt ihn mir nur; hier habt Ihr einen Dollar, das wird genügen. Und jetzt sagt mir frei heraus, wie hieß der Eigenthümer dieses Kopfes, und auf welche Art ist er gestorben?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Intelligenz-Bericht. — Eine sehr gute, treffende Satyre auf „Erziehung“ und auf die Naserei, in welcher bürgerliche Familien ihre Kinder oft weit über ihren Stand und ihre Verhältnisse unterrichten lassen, hat sich in einem „Intelligenz-Blatte der Wiener Zeitung“ vernehmen lassen, wo es heißt: „Man sucht in eine bürgerl. Familie, zur Führung des Hauswesens und Erziehung einiger Mädchen, ein verwaisstes, streng moralisches Frauzimmer von Bildung und guter Familie, welches in selber unter eigener Uebung aller häuslichen nützlichen, weiblichen Arbeiten aufgewachsen ist, und sich also alle jene Kenntnisse und Erfahrungen wirklich erworben hat, welche einer tüchtigen Hausfrau und Mutter eigen seyn sollen, weil sie deren Stelle vollkommen zu vertreten hätte, weshalb auch nebst körperlicher Gesundheit, wahre Gemüthlichkeit, Herzsgüte, angewohnter Fleiß und Sparsamkeit zur Bedingung gemacht werden. Dagegen aber werden fremde Sprachen, Zeichnen und dergleichen für häusliche Mädchen unnütze Dinge nicht gefordert. Man ersucht daher, daß sich nur solche melden, welche auch alle oberrühnten Eigenschaften in der That besitzen, und durch achtbare Familien empfohlen werden können.“ — „Es gehört moralischer Muth dazu, in unserer verkehrten Zeit so etwas auszusprechen,

und diese Annonce ist mehr werth, als ganze Bücher, die schon über diesen Gegenstand geschrieben worden sind“, sagt Saphir.

Beethoven — unterzeichnete sich bekanntlich in der Zuschrift an einen Verwandten, welcher sich ihm als „Gutsbesitzer“ gemeldet, — „Beethoven, Gehirnbefitzer,“ woraus hervorgeht, was dieser große Mann für eine Selbstachtung für sein unsterbliches Talent hatte. Wir haben jetzt einen Componisten, welcher „Gutsbesitzer“ und „Talentbesitzer“ zugleich ist, Friedrich v. Flotow. Er ist einer jener wenigen Glücklichen, die nicht von der Kunst leben müssen, um für sie leben zu können; einer jener Begünstigten, welchen ihre Capitalien und ihr Talent reiche Zinsen tragen, und die wahrscheinlich mit ihrem materiellen Gute, aber ohne das Geistige, wie hunderttausend Andere, ganz unbeachtet durch die Welt gehen würden. Die Leute mit Geld, aber ohne Talent, wollen letzteres nicht einsehen, und halten das Talent, den Geist, für einen Drehorgelmann, dem man allensfalls ein Geschenk im Vorübergehen zuwerfen kann, ihn aber dann ohne weitere Beachtung fortleiern lassen muß. Wenn es aber Einige auch einsehen, so wollen sie es doch nicht eingestehen, und sie spielen ihre Rolle, als wären sie die Bevorzugten, und sie sagen: „Die Köpfe auf meinen Münzen gelten mir mehr, als jene Köpfe, auf welche ihr euch etwas einzubilden meint; die Sterne auf meiner Brust haben mehr Glanz, als die Sterne, in welche ihr einst versetzt zu werden wähnt.“ —

Merkwürdiger Diebsfang. — Unlängst fand in Berlin ein merkwürdiger Diebsfang Statt. Mehrere Gefangene waren aus der Stadtvogtei ausgebrochen und die Behörde vermuthete, daß sich der Anführer derselben, ein Tischlergeselle, in einer Kellerwohnung aufhalte. Man besetzte daher plötzlich alle Eingänge dieser Wohnung und visitirte dieselbe genau, aber Anfangs ohne allen Erfolg. Man durchsuchte sogar die Schornsteine des betreffenden Hauses, aber alles vergeblich. Schon war man im Begriff, sich wieder hinwegzugeben, als einem der Beamten der hohle Klang einer Diele auffiel. Schnell wurde dieselbe aufgerissen und siehe da, man entdeckte unter derselben ein in dem Fundament des Hauses ausgegrabenes tiefes Loch, welches so umfangreich war, daß es zur Noth mehreren Personen hätte zum Versteck dienen können. In diesem Loch kauerte der Gesuchte. Alle Aufforderungen, hervorzukommen, blieben von ihm unbeachtet; man sah sich also endlich genöthigt, ihn durch Wasser, welches man in seinen Versteck goß, wie einen Hamster aus seinem Bau, hervorzutreiben.

Menschenknochen — In letzter Zeit sind mehrere Millionen Scheffel Menschenknochen in Hull angekommen, um verbrannt und als Düngmittel verwendet zu werden. Diese menschlichen Gebeine kommen von den Schlachtfeldern von Leipzig, Austerlitz und Waterloo, wo sie auf Kosten einer englischen Gesellschaft ausgegraben und gekauft worden sind. Zu dem gleichen Zwecke sind auch sehr viele Pferdeknöchel eingeführt worden.

Eiserne Backöfen. — Eine nützliche Erfindung oder vielmehr eine neue Benützung des bestehenden in einer entsprechenden Form ist der von dem Major Serre in Maran construirte eiserne Backofen zum Brotbacken. Das Brot wird durch denselben gewichtreicher und wohlgeschmeckender, als das gewöhnliche. Die Heizungskosten sind viel geringer, z. B. von 6 Uhr Früh bis 9 Abends nur drei Viertel Steinkohlen, und der Betrag des Brotes über 100 Thaler Werthes. Welche Ersparniß gegen die theuere Holzheizung! Besonders ist noch die Gleichmäßigkeit des Gebäckes

hervorzuheben, die nur bei so gleichmäßig construirter Hitze, wie man solche in diesem Backofen hat, erzielt werden kann. An diesem Backofen ist zugleich eine Bratröhre angebracht. Gemeinbacköfen besonders können nicht zweckmäßiger eingerichtet werden. — Wir wünschen, daß unsere Bäckermeister sich bewegen finden mögen, diese erspriessliche Erfindung sich bald anzueignen.

Wie die Amerikaner die Untreue bestrafen.

— Gegen Damen sind die Amerikaner ausnehmend artig und höflich; sie begegnen ihnen mit mehr Achtung, als manche Herren in Europa. Behandelt ein Mann seine Frau schlecht, so läuft er Gefahr, von dem Nachbar bestraft zu werden, schlägt er sie sogar, so kann er sich gefaßt machen, todtgeschossen zu werden. Untreue wird an dem Verführer blutig gerächt. Vor einigen Wochen hat ein Oberst zu New-Orleans im Gasthause einen sehr beliebten Arzt erschossen, weil dieser mit seiner Frau ein Liebesverhältniß hatte. Sein Bruder unterrichtete ihn davon und als er sich von der Wahrheit überzeugt hatte, nahm er eine Doppelfinte, ging in's Kaffeehaus, bat die andern Herren, ihm aus dem Wege zu gehen und jagte dem Doctor beide Schüsse durch den Leib, daß dieser auf der Stelle todt blieb. Dann zeigte er sich selbst an und wurde von den Geschworenen freigesprochen. Seine Frau schickte er den Aeltern zurück.

Papierkorb des Amüsanten.

Ein Lehrer erklärte seinen Schülern die verschiedenen Punkte der Windrose und stellte dabei Alle mit der Stirne nach Norden. Nachdem er sich hinreichend mit der Erklärung abgemüht, fragte er den nächststehenden Knaben: „Nun, Hans! was ist vor Dir?“ — „Nord, Herr Lehrer.“ — „Und Tom, hinter Dir?“ — „Mein Frackschopf,“ erwiderte Tom, einen Blick hinter sich werfend.

Ein Hausknecht hatte eine bedeutende Summe in der Lotterie gewonnen. Er wünschte sich nun in gewählteren Kreisen, als bisher, zu bewegen, und fragte deshalb seinen Barbier, der ein feiner Kerl ist, wie er sich in nobler Gesellschaft zu benehmen habe. Dieser gab ihm den für alle Hausknechte gesellschaftlicher Bildung höchst practischen Rath: „Zieh einen schwarzen Frack an und halt's Maul!“

Correspondenz von Lande.

Kopriunik, am 12. Jänner 1848.

Eöbliche Redaction!

Am 3. Jänner 6 Uhr Abends sah Einfender dieses Artikels folgendes Phänomen: Bei nördlich heiterem, südl. aber mit Schneewolken umzogenem Himmel erhellte sich plötzlich die einsame Gegend zwischen Gorsische und Kopriunik im Radmannsdorf-Weldefer Bezirke. Todte Stille herrschte rings umher, da die einzelnen Alpgehöfte den Winter hindurch verlassen da stehen. Durch den eigenen Schatten am Boden aufmerksam gemacht, wendet sich Referent um, und erblickt in der Richtung von S. S. West nach N. N. Ost eine glänzende Perlschnur (von ein Paar Klafter Länge) dem vor ihm liegenden Berggücken Röß (bei 4000 Schuh über der Meeresfläche) im Keteten-Fluge zufließend. — Zu unterm war eine Kugel von mehr als einem Fuß Durchmesser, etwas höher eine zweite, die ein Viertel, und noch höher eine dritte, die ein Achtel der ersten betragen haben mochte. Sie waren durch etliche wallnussdicke Kugeln, aus denen die ganze Kette bestand, von einander geschieden. Blendend glühete und leuchtete das Ganze gleich dem schmelzenden Eisen, und im Niederfallen hinter dem obbenannten Berggücken verschwand es mit dem Geräusche einer in den Schnee geworfenen glühenden Eisenschlacke. Es durste eine gute Viertelminute sichtbar gewesen seyn.

Franz Saverichnik,
Localcaplan.

Theater in Laibach.

Zum Vortheile des Herrn Köck ging am verflossenen Samstag ein hier neues Komisches Volksmärchen mit Gesang. „Der Tod und der Wunderdoctor“, von Carl Haffner, über die Bühne. Daß in Rede stehende Stück ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten Poffendichtungen der Gegenwart, die sich alle kaum einige Abende auf dem Repertoire erhalten und dann von der Bühne verschwinden. Die Nachahmer Raimund's, welche Allegorie, Feenwelt &c. in ihre komischen Stücke verweben, erreichen ihren Meister nicht, und an wirklichem, gefunden Witz kommen sie Nestor eben so wenig nach — es ist halt ein Jammer. — Daß dieses Stück in Wien gefallen hat, dieß gibt ihm bei Weitem kein gültiges Zeugniß seiner Vortrefflichkeit; indes ein Mal läßt es sich schon ansehen und wäre es der wunderlieblichen Muße wegen, die Herr Hebenstreit dazu geschrieben. Der Beneficiant in der Maske des Todes, Herr Holm, als Lorenz Wunderlich (der Wunderdoctor), und Dlle. Fränzel, als Sabine, waren die Träger dieses Poffenstückes. Sonderbarerweise hatte der sogenannte Tod die Sichel mit der ihm eigenthümlichen Sense vertauscht. Die zwei Komiker gaben sich redlich Mühe, dem Stücke mit allem Aufwand ihrer Kräfte aufzuhelfen, den Preis der Vorstellung trug jedoch dieses Mal Dlle. Fränzel davon, die so entschieden, so allgemein, so enthusiastisch gefiel, daß es ein förmliches Theater-Ereigniß genannt werden kann. In Spiel und Gesang ließ diese wirklich brave Localsängerin nichts, durchaus nichts zu wünschen übrig; der stürmische Beifall, der oftmalige Hervorruß im 2. und besonders bei dem wunderüblichen Gesangs-Quodlibet im 3. Acte (welches nebst der ländlichen Arie im 2. Acte eingesetzt war), sind Beweise für diese Behauptung. In dieser Vorstellung hat Dlle. Fränzel gezeigt, daß sie keine Vorgängerin zu scheuen habe, und sie ist jetzt wirklich auf dem besten Wege, in der Gunst des Publikums immer höher zu steigen, welches das wahre Talent endlich doch stets zu würdigen weiß. Die Vorstellung ging ziemlich gerundet in die Scene und der Beneficiant hatte sich eines gut besetzten Hauses zu erfreuen.

Leopold Kordeck.

Benefice-Anzeige.

Samstag am 29. dieses ist der Benefice-Abend unferer braven Localsängerin Dlle. Louise Fränzel. Sie wählte ein neues, hier unbekanntes, äußerst komisches Stück von Todt: „Bier und zwanzig Stunden jung und acht und sechzig Jahre alt,“ welches in Wien über 60 Mal gegeben wurde. Die Beneficiantin dürfte mit diesem Stücke, worin sie die Hauptpartie spielt und singt, einen zahlreichen Theaterbesuch erzielen.

— b —

Artistische Anzeige.

Herr Johann Heldwein, Agent der königl. bairischen priv. Kunst-Anstalt der Herren Piloty und Lechle in München, ist so eben aus Graz, wo er sich im Erschafte seit September 1847 aufhielt, in Laibach eingetroffen, und Kunstfreunde haben nun Gelegenheit, in den herrlichsten Nachbildungen eine Auswahl der vorzüglichsten und besten Gemälde der königl. Pinakothek zu München, und zwar der ältern Schule, wie auch neuerer Meister durch diesen Herrn Agenten zu beziehen. Bekanntlich steht die königl. bairische privilegirte lithographische Kunst-Anstalt der Herren Piloty und Lechle einzig und unerreicht da, und wir können die Kunstfreunde Laibach's nicht genug aufmerksam machen auf diese herrlichen Nachbildungen berühmter Meister, da sich nicht leicht Gelegenheit bieten dürfte, etwas Ausgezeichnetes, Gediegenes verhältnißmäßig so billig zu erhalten, als es hier der Fall ist. Die Meister: Raphael, P. Rubens, Guido Reni, van Dyk, Murillo, Poussin, Quercino, Adam, Giorgione, Wilkie, Hess, van der Werff &c. &c. findet man auf die würdigste Weise repräsentirt, so daß der Beschauer unerschützt wird, für welches Kunstwerk er sich entscheiden solle. Herr Heldwein nimmt auch Subscription auf kleinere Formate (12 fl. C. M. für 12 Bilder, von denen in 6 Monaten 6 Bilder herauskommen), ferner auf zwei große Hefts- und Postkarten auf Leinwand, jede um den Preis von 5 fl. C. M. an, welches letztere besonders wissenschaftlichen Männern von Interesse seyn dürfte, da diese Karten in der That das herrlichste Werk dieser Art sind. Herr Heldwein in gedent längerer Zeit hier zu verweilen *) und verbindet sich, längstens in 8 bis 10 Tagen alles bei ihm Bestellte in die Hand zu liefern.

Leopold Kordeck.

*) Er wohnt im Gasthof „zur Sternwarte“ Nr. 139, Zimmer Nr. 2, am St. Jacobsplatz, und ist täglich Vormittags von 10 bis 12 Uhr zu treffen.